



Nr. 27.

Posen, den 6. Juli.

1890.

Suzon's Ende.

Von Emil Pechkau.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Mathieu nahm die Hand und zog sie dankbar an seine Lippen. Dann setzte er sich vor das Lager des Kranken, horchte auf seine Athemzüge und starrte in sein Gesicht. Er faßte die abgemagerte, feuchtkühle Hand und küßte sie, und dabei schwebte ein stummes Gebet von seinen Lippen empor, daß ihm diese Hand erhalten bleibe und er den kaum gefundenen Vater nicht schon wieder verliere. Und als ob dieses Gebet erhört werden sollte, fuhr Gerard plötzlich auf, als wollte er das Bett verlassen. Aber rasch sank er wieder zurück und wimmerte leise:

„Ich habe immer nur Dein Glück gewollt — Dein Glück, Mathieu — nichts als Dein Glück!“

Dann schlossen sich seine Augen wieder und nur seine Lippen bewegten sich noch eine Weile.

7.

Einige Tage später trat Herr Legat gegen das Ende der Amtsstunden, außerhalb der Rapportzeit, in das Zimmer seines Vorgesetzten, des Herrn Favarolles.

„Ich komme in der Affaire Suzanne Grevet“, sagte er.

„Bringen Sie Neues?“

„Ich möchte Sie zunächst ersuchen, mir mitzuthellen, ob Sie den Schauspieler Desaris noch immer verdächtigen.“

„Mein. Ich bin von seiner Schuldlosigkeit überzeugt. Uebrigens habe ich die Vorsicht gehabt, Herr Meurtier zu empfehlen, daß er Desaris auch fernerhin beobachte.“

„Und Herr Meurtier hat Ihnen auch nichts Verdächtiges berichtet?“

„Mein. Die ganze Affaire hat übrigens für mich bereits das Räthselhafte verloren. Wir haben es mit keinem Mord zu thun, sondern mit einem Selbstmord.“

„Und darf ich Sie um die Beweise für diese Ansicht bitten?“

„Ich war im Begriff, Sie rufen zu lassen, um Sie zu ersuchen, daß Sie Ihre Nachforschungen nun auch in dieser anderen Richtung vornehmen, damit wir mit der Sache zu Ende kommen. Ich bin freilich von dem Selbstmorde überzeugt, denn Alles, was ich Ihnen sagen werde, stimmt psychologisch vollkommen. Das hindert aber nicht, daß wir auch anderweit Alles feststellen so sicher als möglich, damit dann die Akten über den Gegenstand geschlossen werden können. Bitte — nehmen Sie Platz — ich will Sie mit meinen Ideen so ausführlich bekannt machen, als es nöthig ist.“

Herr Legat folgte der Einladung und Herr Favarolles zündete sich eine Zigarre an und lehnte sich dann in seinen hohen, gepolsterten Lehnstuhl zurück.

„Ein Raubmord“, begann er, „ist, wie Sie wissen, absolut ausgeschlossen. Es handelt sich um eine Affaire zarterer Natur, und die Personen, die von uns in dieser Beziehung verdächtigt wurden, sind Crocheton, Gerard und Desaris. Die Erhebungen bezüglich der Gilberte Foucher haben ergeben, daß dieses Mädchen ganz außer Betracht kommt. Gegen Crocheton haben Sie trotz Ihrer Bemühungen nichts vorgebracht und wie ich den Charakter von Suzanne Grevet nun studirt habe, erscheint mir Ihr Verdacht gänzlich ungerechtfertigt. Es giebt zwei Klassen von Schauspielerinnen. Solche, welche lieben, und solche, welche sich lieben lassen. Suzanne Grevet gehörte zu der ersten. Sie liebte Desaris oder sie empfand wenigstens eine flüchtigere Neigung für ihn, die durch einen Vorfall, der ja gleichgiltig ist, zurückgedrängt wurde. Dann lernte sie Gerard kennen, der, wenn ich so sagen darf, ihr offizieller Liebhaber wurde und sie heirathen wollte. Dann aber brach die alte Neigung zu Desaris, durch Zufälle begünstigt, wieder durch und wuchs zu einer Leidenschaft an, die sie nicht bezwingen konnte, während sie andererseits Gerard, der sehr leidenschaftlicher Natur war, fürchten mußte, und sie wohl auch ein gewisses zärtliches Mitleid mit ihm empfand. Die Dame stand also vor einem tiefen Herzenskonflikt, über den sie nicht hinaus kam und dem sie in einem Augenblick heftiger Erregung ein Ende machte, indem Sie Gift nahm. Diese Theaterdamen greifen ja oft über weit geringfügigere Dinge in einem Anfall von Nervosität zum Gift. Das ist meine Meinung, und was für eine Probe ich auch auf das Exempel machte — es hat immer gestimmt. Ich bemerkte, daß Herr Desaris, der heute Morgen einem Verhör unterzogen wurde, nach verschiedenen Ausflüchten zugab, daß Suzanne Grevet ihm ihre Gunst geschenkt habe. Ueberdies bemerkte ich, daß auch die Annahme, einer der beiden Nebenbuhler könnte Suzanne getödtet haben, nichts für sich hat. Einerseits sind Eifersuchtsmorde fast nie Mordmorde, und andererseits haben wir uns ja von der Schuldlosigkeit Gerard's überzeugt, und auch Desaris zeigt nicht das Benehmen eines Mörders. Sie sehen also, daß das Exempel stimmt.“

Herr Legat sah seinen Chef starr an und fragte dann langsam, als ob er die Worte erst buchstabiren müßte:

„Und die Konfitüren?“

Herr Favarolles lächelte.

„Das liegt Ihnen natürlich am nächsten. Die Konfitüren! Warum brachte die Grevet das Gift unter die Konfitüren? Ja, das weiß ich auch nicht, denn ich war nicht dabei. Vielleicht mundete ihr die Sache so besser, vielleicht schien ihr das poetischer, vielleicht wollte sie irre führen — was weiß ich. Das ist Ihre Sache. Bringen Sie den Zusammenhang heraus, erforschen Sie das Geheimniß der Konfitüren.“

„Ich habe es erforscht, Herr Favarolles“, sagte Herr Legat ruhig.

„Sie — Sie haben —?“

„Ja. Ich habe es erforscht — ich habe den Mörder entdeckt.“

Herr Favarolles blickte ungläubig auf seinen Agenten, dessen finsternes, lauerndes Gesicht jetzt durch ein triumphirendes Lächeln belebt wurde.

„Den Mörder — haben Sie ihn verhaftet?“

„Nein. Der ist uns sicher — auch ohne Haft. Der entwischt nicht. Uebrigens erwarte ich Ihre Befehle.“

„Wer ist es?“

„Herr Crocheton.“

Herr Favarolles wiegte zweifelnd seinen Kopf hin und her.

„Also Ihre erste Liebe?“

„Meine erste Liebe, Herr Favarolles.“

„Wenn Sie sich da nur nicht täuschen. Nach meinen Beobachtungen und Studien ist das ganz unmöglich. Die Grevet kann in keinen Beziehungen zu diesem Menschen gestanden haben, und Crocheton ist ein zu gemeiner, schmutziger Geizhals, als daß er um die Liebe des Mädchens geworben haben könnte. Die Liebe, Herr Legat, ist eine Sache, die selbst bei Gelegenheitskäufen mehr Geld kostet, als ein Geizhals ausgiebt. Aber abgesehen davon — ich halte Crocheton nicht für den Mörder.“

„Er hat sich über diesen Sieg seines Gesichts sehr gefreut. Er hat so wenig Vertrauen zu demselben, daß er sich auch bei der Vernehmung durch seine Frau vertreten lassen wollte, und als man ihm bedeutete, daß das nicht gestattet sei, ging er mit schwerem Herzen.“

„Sie halten ihn also für den Mörder?“

„Ich bin überzeugt davon.“

„Ihre Gründe?“

„Die Konfitüren.“

Herrn Favarolles schien es, als ob Herr Legat das in einem eigenthümlich malitiosen Tone sagte. Er wandte die Augen nach ihm und sah ihn scharf an. Aber Herrn Legats Gesicht zeigte keinerlei Bewegung.

„Die Konfitüren also! Wollen Sie mir eine zusammenhängende Erzählung geben?“

„Gewiß. Ich erinnere Sie an die Thatsache, daß Herr Crocheton zu sämtlichen Wohnungen des Hauses Nachschlüssel besitzt.“

„Er gab an, daß die Schlüssel nur in Fällen von Feuergefahr und dergleichen verwendet werden sollten.“

„Er verwendet sie aber auch für andere Zwecke. Er überzeugt sich zum Beispiel zeitweise von dem Zustande der Wohnungen und mitunter — doch ich will der Reihe nach erzählen. Die Crocheton haben eine Magd, Namens Goton.“

„Und die haben Sie bestochen.“

„So einfach ist die Sache nicht. Für Bestechungsversuche war die Magd zu ehrlich. Auch wäre die Mühe umsonst gewesen — was hätte mir Goton sagen sollen? Ich mußte sie erst auf die Spur bringen, ich mußte sie für mich beobachten lassen.“

„Ah — wie haben Sie das angefangen?“

„Dienstmädchen, Herr Favarolles, verlieren sofort die Besinnung, wenn sich ihnen ein junger Dragoner oder ein älterer Herr mit einer dicken Uhrkette und dicken Ringen nähert. Diese zwei Menschengattungen wirken auf sie wie Opium. Der junge Dragoner wird sie nun auf ihren Sonntagsspaziergängen begleiten und der ältere Herr wird sie heirathen, — die eine Aussicht ist so entzückend wie die andere. Was mich betrifft, so verkleidete ich mich als älterer Herr mit dicker Uhrkette, und dicken Ringen, und Goton ging natürlich in die

Falle. Sie hat keine Ahnung, daß der ehrwürdige Herr, dem sie ihre jungen Reize anvertrauen will, der Polizeiaгент Legat ist. Uebrigens habe ich ein großes Opfer gebracht, Herr Favarolles — wenn Sie Goton in Augenschein nehmen, werden Sie mir das gewiß zugeben.“

„Und was hat Ihnen Goton verrathen?“

„Sehr wenig und doch sehr viel. Alles, was sie von ihrem Herrn erzählte, war in Beziehung auf unsere Sache so harmlos, daß meine Hoffnungen schon zu schwinden begannen. Da kamen mir die Konfitüren in den Sinn, diese Konfitüren —“

Herr Favarolles ließ den Bleistift, mit dem er eben gespielt hatte, zu Boden fallen und warf seinem Untergebenen einen keineswegs freundlichen Blick zu. Aber Herrn Legats Züge zeigten keinerlei Bewegung. Er bückte sich, hob den Bleistift auf und überreichte ihn seinem Chef, ohne seine Miene zu verändern.

„Was ist also mit diesen Konfitüren?“ fragte Herr Favarolles ungeduldig.

Aber Herr Legat schien es darauf abgesehen zu haben, seinen Vorgesetzten zu parodiren, und im gleichmüthigen Blaudentone fuhr er fort:

„Ich ließ Goton über alle Lebensgewohnheiten ihres Herrn und ihrer Frau berichten und ich erfuhr da eine ganze Sammlung der reizendsten Dinge. Es ist kein Dienstmädchen so dumm, Herr Favarolles, daß es nicht in alle Hemdfalten seiner Herrschaft guckte. Ein Staatsanwalt hat einmal den Ausspruch gethan: „Cherchez la femme!“ — ein Polizeiaгент sagt: Frage das Dienstmädchen. Die Dienstmädchen, Herr Favarolles, sind geborene Detektives, sie sind Fundgruben für die Polizei.“

„Was erfuhren Sie über Herrn Crocheton?“

„Allerlei interessante Dinge und endlich auch, was ich wollte. Goton erzählte mir die intimsten Details der Hauswirtschaft, klagte, daß man nur zweimal in der Woche Fleisch esse, und verrieth mir, daß Herr Crocheton stets eigenhändig den Rahm von der Milch für seinen Gebrauch abschöpfe, so daß Frau und Magd nur das blaue Wasser bekommen. — „Herr Crocheton ist also ein Leckermäulchen?“ fragte ich harmlos. — „I freilich“, antwortete sie, „und was für ein Lecker!“ — „So, so — was liebt er denn zum Beispiel?“ — „Die Schublade hat er voll verzuckerter Früchte — ja, ja, ich hab ihn neulich dabei erwischt — und schnell hat er sie wieder zugehoben.“

Herr Favarolles wurde aufmerksam, aber noch traute er der Sache nicht ganz.

„Nun, er kann ja wirklich ein Leckermaul sein“, unterbrach er den Agenten.

„Ich weiß nicht, ob das psychologisch möglich ist, ich verstehe nichts davon. Nur glaube ich nicht, daß er vergiftete Konfitüren speisen würde.“

Favarolles achtete jetzt nicht auf den malitiosen Ton. Er richtete sich in seinem Lehnstuhl auf und fragte gespannt:

„Vergiftete Früchte? Vergiftete Früchte sagen Sie?“

„Herr Legat knöpfte seinen Rock auf, fuhr in die Brusttasche, die eine ganz ungewöhnliche Tiefe zu haben schien, und brachte endlich einen in weißes Papier gewickelten Gegenstand hervor. Langsam, bedächtig entfernte er die Hülle, dann noch eine zweite und Herr Favarolles erblickte endlich eine kandirte Frucht.“

„Wenn Sie sie versuchen — ich wollte sagen, untersuchen lassen wollen —“

„Sie haben sich überzeugt, daß sie vergiftet ist?“

„Sie enthält Blausäure.“

„Wie kamen Sie zu der Frucht?“

„Ich veranlaßte Goton zu einem Diebstahl. Ein solches Mädchen thut Alles für einen Mann, welcher sie heirathet. Nachdem ich mich überzeugt hatte, daß sie das Geheimniß der Früchte nicht kenne, spiegelte ich ihr vor, daß dieselben möglicherweise mit giftigen Farben gefärbt seien, und daß ich als Regierungsbeamter mit der Ueberwachung der Lebensmittel betraut sei.“

Herr Favarolles ging lebhaft erregt im Zimmer auf und nieder.

„Sie werden Herrn Crocheton verhaften“, sagte er nach einer Weile.

„Mit Vergnügen“, antwortete Herr Legat.

„Und gleichzeitig Hausfuchung vornehmen.“

„Ich werde alles Nöthige anordnen.“

„Und zwar sofort.“

Herr Legat knöpfte seinen Rock wieder zu, legte die Frucht auf das Pult seines Vorgesetzten und empfahl sich.

„Crocheton ist mir sofort vorzuführen, ich bleibe hier.“

Herr Legat verbeugte sich und dann ging er, während Herr Favarolles wieder an seinen Tisch trat und sich in die Betrachtung der Frucht versenkte.

8.

Sulpice Gerard hatte das Krankenlager wieder verlassen und ging im Hause hin und her, wie er es gewohnt war. Sein Zustand hatte sich indeß nicht gebessert. Sein Körper verfiel von Tag zu Tag, er dachte nicht mehr daran, Gilberte's Ausgaben zu überwachen, und seine Zärtlichkeit für Mathieu nahm einen immer feltfameren Charakter an. In der Nacht wachte er oft auf und rief nach ihm, und wenn Mathieu fortging, beobachtete er ihn mißtrauisch und verlangte das Ziel seines Ausgangs zu wissen und die Zeit, wann er wiederkehren würde. Kam Mathieu dann nicht auf die Minute zurück, so wurde er unruhig, wick nicht vom Fenster und schickte Gilberte fort, um nach ihm zu sehen. War er allein im Hause, dann weilte er in Mathieu's



Prinz Adolf von Schaumburg-Lippe.

Zimmer, und da überraschte ihn dieser einmal, wie er auf den Knien lag, mit gefalteten Händen und nassen Augen, als ob er betete.

Mathieu hob den Alten auf und setzte ihn in einen Lehnstuhl.

„Vater — sage mir doch — was Du hast.“

Gerard reichte ihm die Hand.

„Was sollte ich haben — ja was denn? Woran denkst Du — sage, woran Du denkst?“

„Nur an Dich, Vater.“

„Du — Du liebst mich, Mathieu? — Ja, ja — ich weiß — ich glaube Dir — ich will auf die Plattform — Luft schöpfen — laß mich — ich bedarf der Ruhe.“

Damit schritt er hinaus, es war aber kaum eine Minute vergangen, als er wieder hereinwankte.

„Mathieu!“

„Was willst Du, Vater?“

„Du hast doch an Anderes gedacht — Du mißtraust mir — Du willst mich verlassen —“

„Was fällt Dir ein!“

In den Zügen des Greises wick der Ausdruck der Angst dem des aufsteigenden Jornes. Seine Wangen rötheten sich ein wenig, seine Lippen bebten, die Adern an seinen Schläfen erschienen wie dicke, fast schwarze Stränge.

„Mathieu — Du glaubst mir noch immer nicht. Du bist kein gutes Kind, Du wirst mich verlassen. Alles, Alles that ich nur aus Liebe zu Dir —“

„Aber was denn, was denn, Vater? Was hast Du so Schreckliches gethan?“

Gerard fuhr zusammen.

„Schreckliches — ja, ja —“

„Mein Gott —“

„Ich bin es nicht!“ schrie Gerard auf, und seine Augen leuchteten wie im Wahnsinn. „Nein, nein — ich bin es nicht

— was — was ich gethan habe — ja, Mathieu, ich will es Dir sagen — ich will es — und Du wirst mir sagen, ob Du es verzeihen kannst — ich werde Alles gestehen — o wie fürchtbar — wie entsetzlich das nagt — Du wirst Deinen Vater nicht hassen, Mathieu?“

„Was hast Du gethan?“

„Mathieu — ah — ja, ja — sag' es nur, Du hältst mich für den Mörder —“

„Du sprichst im Fieber, Vater. Was hast Du gethan, das Dich auf so gräßliche Gedanken bringt?“

„Was ich gethan habe — weiß ich es denn — aber Du willst es wissen — ja, ja — Du mußt es jetzt wissen —“

Etwas wie eine freudige Erinnerung blühte plötzlich in seinen Augen auf.

„Ich habe schlecht an Dir gehandelt, Mathieu. Ich habe einen Brief an Dich geschrieben —“

„Einen Brief —?“

„Du denkst noch daran — er trug keine Unterschrift.“

„Der Brief — der Suzon verdächtigte —“

„Ja — ja —“

„Du schreibst ihn? Vater — Vater — ich hätte es nie gedacht!“

Mathieu schwieg. Er hatte die Augen geschlossen und athmete schwer, während Gerard die zitternden Hände nach ihm ausstreckte.

„Mathieu — mein Kind — kannst Du es nicht verzeihen? Ich that es aus Liebe zu Dir, nur aus Liebe.“

Er hatte die Hand des Jünglings mit seinen beiden gefaßt und sah ihn ängstlich an.

„Du zürnest mir — nicht wahr — aber Du darfst Deinem Vater nicht fluchen — Du wirst ihm nicht fluchen, wenn Du ihn kennst. Ja, Mathieu, Du kennst mich noch nicht, das ist es, daran liegt Alles. Du wirst Alles vergeben — Du wirst mich lieben, wenn Du Alles weißt. Du mußt Deinen Vater kennen lernen — komm, setz' Dich zu mir —“

Mathieu seufzte tief und sah mit einem schmerzlichen Blick auf den Greis.

„Es wird Dich aufregen — Deinen Zustand wieder verschlimmern, Vater.“

„Nein, nein — es ist meine ganze Hoffnung — sieh nur, mir ist schon wohler — viel besser. — ich werde ganz gesund sein, wenn Du Alles weißt und ich sicher bin, daß ich Dich nicht verliere. Setz' Dich hierher, Mathieu — so — ich will Dir Alles erzählen.“

Mathieu gab ihm nach und folgte ihm zu dem kleinen Sopha, das im Hintergrunde des Gemaches neben dem Klavier stand.

„Schließe den Vorhang — das Licht schmerzt mich — so, und nun setz' Dich, Mathieu. O, wenn ich es erleben dürste, daß ich Dich groß, glücklich sähe, als Sieger über diese Welt! Oder wenn ich es wüßte — wenn ich sicher wäre, wie gern, wie froh würde ich sterben! Das ist das Elend meines Lebens — dieses Hirn — diese Phantasie! Du ahnst nicht, wie fürchtbar es mich traf, als ich entdeckte, daß Du sie geerbt hattest. Sie ist kein Geschenk Gottes, sie ist eine Wiegengabe des Teufels. Sie kann Dich zum großen Künstler machen, aber sie vergiftet Dein Leben.“

„Sie kann es auch verschönern, Vater“, unterbrach ihn Mathieu heftig, „sie kann uns selbst den Tod bestegen helfen. Ich weiß es, denn ich sehe Suzon vor mir. Ich habe sie nicht verloren — sie wird ewig für mich leben.“



Prinzessin Viktoria von Preußen.

„Und ich Mathieu — auch ich sah eine solche Gestalt an meiner Seite — immer und immer. Aber sie war nicht jung und schön, sie lächelte nicht. Es war eine Alte mit gierigen Augen und den Falten des Schmerzes um die dünnen Lippen. Die Sorge — es war die Sorge! Aber das kam erst später — erst hörte ich, wie Du, nur Töne und liebliche Weisen — ich war Künstler, Musiker, wie Du, ja, ja — wie Du!“

Mathieu sah erstaunt auf und schüttelte den Kopf. —

„Und hast nie etwas verrathen davon? Nie das Bedürfniß gefühlt, den Drang, Deiner Kunst zu leben? Was für neue Räthsel — ich kann Dich nicht verstehen, Vater.“

„Ja, Ja — ich verbarg es gut. Aber es nützte mir nichts — Du warst mein Sohn! Höre mich, Mathieu, ich will Dir Alles erzählen. Ich war ein armer Teufel, aber ich ließ mich wie Du nicht beirren, ich folgte meinem Drange. Ich hungerte, ich arbeitete Tag und Nacht, nur um dann meinen Träumen leben zu können. Ich verzichtete auf Alles, was auch die Aermsten genießen dürfen, ich kannte nichts als Arbeit, und kein anderes Vergnügen gab es für mich, als bei meinem Piano zu sitzen und mir das vorzuspielen, was in meinem Hirn entstanden war. Ich arbeitete wie ein Thier, Mathieu, ich fand Leute, die sich an meinen Compositionen ergötzen — aber ich konnte nicht mehr erreichen als ein Duzend

Klavierstunden bei armen Leuten, die mir den Lohn schuldig blieben . . . Doch ich will Dir der Reihe nach erzählen, so gut als es geht. Ich erinnere mich des Tages noch gut, an dem ich mich verliebte. Der Himmel war so blau, die Sonne schien so warm! Die Natur hat sie uns ins Blut gelegt, diese Sehnsucht nach dem Weibe, und wir fragen nicht danach, was daraus werden kann. Wir sind berauscht, wir gehen wie im Fieber umher und alle warnenden Worte sind in den Wind gesprochen. So ging es bei Dir, so ging es bei mir, Mathieu. Ich heirathete und hundert und hundert Mal hab ich diese Ehe verflucht, so viel Glück sie mir auch gegeben hat. Gut war dieses Weib und schön und brav — ein Engel, wie die Welt nur wenige haben kann. Sie arbeitete, wie ich, unversdrossen, vor nichts zurückschwendend — sie war ein Engel — und doch gab es Stunden, wo ich sie verfluchte! Du schauerst, Mathieu, Du hast es nicht erlebt, und es war meine Sorge, daß Du es nie erlebst. Es giebt unter den Nachtgestalten eine, die fürchterlicher ist als alle Teufel — die Noth. Denn sie macht auch die Guten schlecht; langsam, ohne daß sie es merken, werden sie hinabgezogen, Schritt für Schritt, immer tiefer und tiefer. Nichts kann den Menschen so erniedrigen, nichts ist so grausam, so tückisch, so schmähslich in seiner wilden Begierde, als dieses Gespenst der Noth, denn nichts anderes wagt sich an den Guten heran.

(Fortsetzung folgt.)

Das Brautpaar am preussischen Königshofe.

Ein erfreuliches Ereigniß hat am preussischen Königshofe stattgefunden. Die zweite Tochter Kaiser Friedrichs, Prinzessin Friederike Amalie Wilhelmine Viktoria hat sich am 17. v. Mts. mit dem Prinzen Adolf Wilhelm Viktor zu Schaumburg-Lippe verlobt. Die Verlobung wurde vor der nachmittags 2 Uhr im königlichen Stadtschloße zu Potsdam stattgehabten Frühstückstafel vom Kaiser im Bronze-Saale proklamirt. An dem Mahle nahmen der Kaiser und die Kaiserin, die Kaiserin Friedrich, die Prinzessinen-Töchter Viktoria und Margarethe, der Prinz Adolf von Schaumburg-Lippe, Prinz Rupprecht von Bayern, die Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses, die zu Berlin und in Potsdam wohnenden Prinzen fürstlicher Häuser mit ihren Gemahlinnen, sowie der Reichskanzler von Caprivi, der Minister des königlichen Hauses von Wedell und die Generalität theil. Während des Mahles trank der Kaiser auf das Wohl des hohen Brautpaares. Prinzessin Viktoria, die zweite Tochter Kaiser Friedrichs, ist am 12. April 1866, Prinz Adolf zu Schaumburg-Lippe, das sechste und jüngste Kind des regierenden Fürsten, am 20. Juli 1859 geboren. Der Prinz ist, wie unser Bild zeigt, ein Mann von schlanker Gestalt, mittelgroß, mit sympathischen Gesichtszügen. Nachdem vor zwei Jahren die Prinzessin und ihre intimsten Angelegenheiten ohne jeden zureichenden Grund zum Gegenstande eines unentschuldbaren Breklärms gemacht worden sind, dessen Folgen dann mittelbar auf die Urheber zurückgefallen sind, wird die deutsche Nation nicht ermangeln, der erlauchten kaiserlichen Mutter zu dem neuen Bunde die ehrerbietigsten Glückwünsche darzubringen und dem jugendlichen Paare die Hoffnung auszudrücken, daß es in der Ehe Heil und Freude ungetrübt finde, nun und in hohen Tagen.

Heiteres.

Fatales Mißverständnis. Ein Zug steht fertig zum Abfahren, und es wird zum dritten Male geläutet, als ganz außer Athem eine dicke Frau herbeigestürzt kommt. Von dem dienstfertigen Schaffner wird sie gepackt, mit einem Ruck ins Couvé geworfen, und fort braust der Zug. Gleich darauf erscheint der Schaffner bei der noch immer nach Athem ringenden Dame. Diese keucht: „Ach . . . ich wollte . . .“ „Nun, nun, beruhigen Sie sich nur, Sie sind ja mitgekommen, und das ist die Hauptsache! — „Ja . . . ich wollte ja . . . nur . . .“ — „Ihr Billet, wenn ich bitten darf! — „Ja . . . aber . . . ich wollte . . . ja nur . . . diesen Brief . . . in den Briefkasten . . . stecken!“

Uma Tadena, der als Anekdotenerzähler fast ebenso hervorragend ist, wie als Maler, erzählte seinen berliner Freunden jüngst Folgendes aus der englischen Gesellschaft. Ein würdiger Professor wird von einer Aristokratin zum Diner geladen. Der Tag ist heiß, der Wein kühl, der Durst des Professors groß, und die Nachbarin, mit welcher der Gelehrte sehr angeregt plaudert, füllt dessen Glas, so oft es nur immer geleert wird. Als sich die Gesellschaft vom

Tische erhebt, merkt der Professor zu seiner Bestürzung, daß er unsicher auf den Füßen steht. Angestrichelt bestrebt, seine Würde zu bewahren, begiebt sich der leicht Benebelte in den Salon, wo die Hausfrau, welche zwei Monate vorher einem Zwillingsspaar das Leben gegeben, dem Verlangen ihrer Freundinnen nachgiebt und die Bonne mit den Zwillingen hereinruft. Die beiden Kinder liegen nebeneinander in Stechhissen und die Bonne präsentirt dieselben zuerst dem ihr zunächst stehenden Professor. Dieser betrachtet das Pärchen sehr genau und sagt dann mit schwerer Zunge: „Wahrhaftig, ein ganz allerliebtestes Kind.“

Aphorismen.

Beharrlichkeit, sie ist das Schild alleine,
An dem das Unglück seine
Schwertspitze stumpf macht; sie weiß Schmerzen
In Lust, Ruin in Glorie zu vertehren;
Den unbeständigen Wirbelwind des Glückes
Macht sie beständig, zwingt des Sieges Ehren;
Es giebt kein Schicksal für die tapferen Herzen.
M. J. Quintana.

Im Bestreben uns zu trösten
Schießt man leicht vorbei am Ziel;
Ist in uns der Schmerz am größten,
Fragen wir nach Trost nicht viel.

Bodenstedt.

Herz und Scherz ist ein Keim, den der Mensch gemacht hat;
Herz und Schmerz hingegen ein Keim, den das Schicksal gedichtet hat, und es ist ein reicher Keim; denn gleichwie manche edlen Früchte durch einen Einschnitt früher reifen und milde werden, so reift das menschliche Herz und wird milder durch den Einschnitt des Schmerzes.
Saphir.

Der Sturm der menschlichen Gescheide wechselt;
Nimmt man die Fluth wahr, führet sie zum Glück,
Verfümt man sie, so muß die ganze Reise
Des Lebens sich durch Noth und Klippen winden.
Wir sind nur flott auf solcher hohen See
Und müssen, wenn der Sturm uns hebt, ihn nützen;
Wo nicht, verlieren wir des Zufalls Gunst.
Shakespeare.

Das Glück verkauft nur, wo man glaubt, es schenke.

Souvestre.